

# Für unsere Kinder

Nr. 21 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

**Inhaltsverzeichnis:** Das Kornfeld. Gedicht von Johannes Trojan. — Im hohen Korn. — Die Mülllatze. Von Ernest Seton Thompson. (Fortf.) — Drei Stabiosen. Gedicht von Karl Gerok. — Eine Hundegeschichte. Von E. Kiederich. — Teufel und Näherin. — Rätsel. Von Eduard Mörike.

## Das Kornfeld.

Was ist schöner als das Feld,  
Wenn die Halme all die schlanken  
Leise schwanken  
Und ein Halm den andern hält.

Wenn im Korn die Blüten blühen  
Leuchtend rot und blau dazwischen  
Und sich mischen  
Lieblich in das sanfte Grün.

Wenn es flüsternd wogt und wallt,  
Lerchen sich daraus erheben,  
Drüber schweben  
Und ihr Lied herniederschallt!

Dann den schmalen Pfad zu gehn  
Durch das Korn — welch eine Wonne!  
Nur die Sonne,  
Nur die Lerche kann uns sehn.

Johannes Trojan.

## Im hohen Korn.

In der Herrgottsfrühe sind wir aufgestanden.  
Gerade als die ersten Spähen von den Dächern  
piepften und die rosenroten Morgenwölkchen  
über den blanken Himmel segelten. Als die  
Sonne aufging, hatten wir die Stadt schon  
hinter uns. Weit dehnten sich die grünen Korn-  
felder vor unseren Augen, dahinter grüßte uns  
der stille, dunkle Wald. Hier diese mannhohen  
Halme mit den schlächtigen, mageren Ahren sind  
der Roggen, aus dem das wohlschmeckende  
Schwarzbrot gebacken wird. Der Feldweg führt  
hindurch wie durch feine lebende Mauern.  
Kommt, auf dieser Anhöhe wollen wir Um-  
schau halten.

Wie ein Meer steht das Getreide vor uns.  
Mit der aufgehenden Sonne ist auch ein leichter  
Wind aufgesprungen, in dem die schlanken  
Halme sich nun biegen und neigen. Anmutig  
wiegen sich an ihren Spitzen die jungen Ahren.  
Und auf einmal erhebt sich ein dünner Staub,

in seinen Wolken schwebt er über das Meer  
der zitternden Halme. Das ist kein Staub, wie  
ihn der Wind auf der Landstraße hochwirbelt.  
Nicht einmal ein Feldweg ist dort drüben, wo  
er aufsteigt. Ahrenfeld grenzt an Ahrenfeld,  
höchstens daß ganz schmale Grasraine sie von-  
einander trennen. Und doch ist's Staub. Frei-  
lich einer von besonderer Art: Blütenstaub.

Der Roggen blüht. Viele tausende blühende  
Ahren neigen sich vor dem Wind. Seht sie  
euch nur an! Aus all den Ahren hängen zarte  
Fädchen heraus, die kleine Beutelchen tragen.  
Es sind die Staubfäden, die den Blütenstaub  
enthalten. Wie winzige Pendel schwingen sie  
im Lufthauch und entsenden bei jeder Bewegung  
kleine Wölkchen des befruchtenden Staubes, die  
Pollen. Neben den Staubfäden lugen aus den  
Spelzen die weißen Narbensfederchen hervor,  
sie sind bereit, den Pollen aufzunehmen. Nun  
kann im Fruchtnoten die Samenbildung vor-  
sich gehen. Der Wind ist es aber, der den  
Liebesboten spielt und die Grüße der Staub-  
fäden zu den wartenden Narbensfederchen hin-  
überträgt. Der Roggen wie auch die anderen  
Getreidearten sind windblütig, wie sich der  
Botaniker ausdrückt. Hier sind es nicht wie  
bei größeren und farbenreicheren Blumen die  
Insekten, die diese Arbeit besorgen, sondern  
die bewegte Luft trägt den befruchtenden Staub  
von Blüte zu Blüte. In wenigen Stunden  
sind die Staubbeutelchen leer und die Narben  
befruchtet.

Während wir den Bestäubungsvorgang be-  
obachteten, ist die Sonne höher und höher ge-  
stiegen. Der Ostwind, der bisher die Ahren  
nur leicht streichelte, bläst immer heftiger. Tief  
beugen sich die Halme, und wie Wellen läuft  
es über die graugrüne Fläche. Wie kommt es  
nur, daß die schwachen, dünnen Halme bei  
diesem starken Auf und Ab nicht knicken, nicht  
brechen? Bis zu zwei Meter erreicht ihre Höhe,  
und doch ist ihr Durchmesser kaum ein halb  
Zentimeter. Das heißt also: der Halm ist  
400mal länger, als er dick ist. Welche Kraft  
muß da in dem dünnen Stengel stecken! So-  
gar der berühmte Pariser Eiffelturm darf sich  
an Festigkeit des Aufbaus nicht mit dem ein-  
fachen Grashalm messen. Er hat 300 Meter  
Höhe, dafür aber auch einen eisernen Unter-  
bau, der ein Quadrat von 130 Meter Seiten-

länge umschließt. Stellen wir uns einmal einen Riesenhalm von 130 Meter Durchmesser vor, er würde die fabelhafte Höhe von 52 Kilometern erreichen, bereits bei einem Meter Durchmesser wäre er 100 Meter höher als der Eiffelturm. Um so interessanter ist es, den inneren Bau eines Roggenhalms kennen zu lernen. Wir schneiden einen ab und betrachten den Querschnitt. Der Halm ist innen hohl. Warum? Wir müssen uns hierbei die Regel vor Augen halten: je größer der Querschnitt einer Säule — und auch der Halm ist eine Säule —, desto stärker sein Widerstand gegen äußeren Druck. Ja, aber würde nicht ein durch und durch massiver Halm denselben Dienst tun, nämlich dem Wind und Regen Widerstand leisten? Freilich, aber die Pflanze müßte dann unnötig viel Kraft an den Aufbau und die Ernährung des massiven Stengels rücken. Wir bewundern, wie sie es fertig bringt, höchste Sparsamkeit mit größter Zweckmäßigkeit zu verbinden.

Wäre es aber dann nicht einfacher, wenn der Roggenhalm, anstatt in die Höhe zu schießen, hübsch bescheiden am Boden bliebe? Ist die Länge nicht auch eine Verschwendung? Wir haben vorher gehört, die Getreideähren seien Windblütler. Sie müssen ihre Blütenstände so frei wie möglich den bestäubenden Luftströmungen entgegenrecken. Einst, als das Korn noch wild wuchs, hatte es mit anderen Pflanzen einen harten Kampf ums Dasein auszufechten. Nur wenn es über die anderen hinausfah, konnte es seine Pollen dem Winde anvertrauen, der sie dann über die Köpfe der kürzeren Nebenbuhler hinweg an ihren Bestimmungsort trug.

Noch anderer Mittel bedient sich der Roggenhalm, um dem Winde Trotz zu bieten. Unter seiner Oberfläche ziehen sich feine, aber zähe Bastfasern wie Gurten, die gegen Zug und Druck schützen. Im Flachs-, Hanf- oder Nesseltengel finden wir diese Bastfasern besonders stark entwickelt. Sie lassen sich dort aus dem getrockneten Stengel mit Leichtigkeit herauslösen. Man verfertigt aus ihnen unsere Leinwand- und Zwirnfäden, unsere Stricke und die dicksten Hanstaue. Die Bastfasern des Roggenhalms lassen sich nicht so leicht herauslösen, sie lassen sich aber auf dem Querschnitt des Stengels ganz leicht durch ihre hellere Färbung zwischen dem weichen Gewebe erkennen. Elastisch geben diese Fasern dem Ansturm des Windes nach, tief beugen sich die Halme, sobald aber der Wind nach-

läßt, stehen sie wieder so schlank und aufrecht da wie zuvor.

Auch die schmalen langen Blätter des Roggenhalms müssen zur Festigkeit des Stengels beitragen. Jedem von euch ist sicher schon aufgefallen, daß die Getreidehalme nicht von unten bis oben gleichmäßig weiterwachsen, sondern durch Verdickungen, die sogenannten Knoten in einzelne Stockwerke geteilt sind. Diese festen Zwischenwände haben zwei Aufgaben. Sie führen das Wasser aus der Wurzel in die eben an diesen Knoten entspringenden Blätter, und sie leiten die vom Blatt aus der Luft entnommenen Nahrungsstoffe den reisenden Früchten zu. Das Blatt aber umschließt vom Knoten aufwärts einen Teil des Stengels, so daß dieser in einer festen Blattscheide steckt. Dadurch bekommt der Stengel noch einen weiteren Halt. Lösen wir das Blatt ab, so finden wir, daß der umhüllte Teil des Stengels gelblich und weich ist. Dieses Stück hat also noch die Fähigkeit zu wachsen. Hat sich bei einem allzu starken Sturm das Getreide gelegt, so muß dieses Stengelstück eine wichtige Aufgabe erfüllen, es muß den Halm wieder in die Höhe richten. Wie bringt es das Kunststück fertig? Es wächst auf jener Seite, nach der der Halm umgebogen ist, rascher als auf der anderen Seite. Dadurch hebt es allmählich den Halm. Wie manches Mal hat doch schon ein Platzregen das schönste Getreidefeld förmlich niedergewalzt, so daß es schien, als sei die ganze Ernte verdorben! Nach wenigen Tagen aber war von dem ganzen Schaden kaum etwas zu sehen. Das in der Blattscheide heimlich wachsende Stengelglied hatte seine Schuldigkeit getan. Nur wenn die Halme wirklich geknickt oder von Hagelkörnern zerschlagen sind, oder wenn das Getreide schon fast reif war, dann sind auch diese Künste vergebens. (Schluß folgt.)

o o o

## Die Müllkaze.

Von Ernest Seton Thompson. (Fort.)

Nach langer Rast kam sie ruhig, als wäre nichts geschehen, von der alten Kiste herunter und schritt auf die Stufen zu, die nach dem Keller hinabführten, natürlich immer auf der Suche nach etwas Eßbarem. Da ging die Tür auf, und wer stand da? Unser Schwarzer, Herrn Malees „Hausmeister“. Er schrie in den Keller hinein: „Sehen Sie, Herr, kommen Sie her! Ist da nicht die Majestät Analofan zurückgekommen!“

Jap kam und konnte gerade noch die Kaze auf die Mauer setzen sehen. Sie riefen laut in ihren lodendsten, weichsten Tönen: „Puß, Puß, arme Puß, komm', Miez!' Aber Mieze zeigte durchaus keine Lust, dem Rufe der beiden zu folgen; sie verschwand hinter der Mauer, um wieder wie in alten Zeiten juragieren zu gehen.

Majestät Analostan war für Jap das große Loß gewesen; sie hatte ihm die Mittel gebracht, seinen Keller besser auszustatten und ein paar Käfige mehr anzuschaffen. Es war nun für ihn von größter Wichtigkeit, Ihre Majestät wieder einzufangen. Köder von riechendem Fleisch und andere unfehlbare Lockmittel wurden ausgeworfen, bis Mieze, von ihrem alten Bekannten, dem Hunger, getrieben, sich an einen großen Fischkopf in einer Kastenfalle machte; der Schwarze, der sie beobachtet hatte, zog an der Schnur, der Deckel klappte zu, und eine Minute später befand sich Ihre Majestät Analostan wieder unter den Gefangenen im Keller. Inzwischen hatte Jap fleißig die Zeitungsanzeigen unter „Verloren“ und „Gefunden“ verfolgt. Wichtig, da stand: „25 Dollar Belohnung“ usw. Am selben Abend stellte sich Herr Malees „Hausmeister“ vor dem Hause der Fünften Avenue mit der verloren gegangenen Kaze ein. Empfehlungen von Herrn Malee. Die Majestät Analostan sei in die Nachbarschaft und die Wohnung ihres alten Herrn zurückgekehrt. Herr Malee habe das Vergnügen, die Majestät Analostan wieder zuzustellen. Natürlich konnte man Herrn Malee keine Belohnung anbieten, aber der Hausmeister war nicht abgeneigt und ließ sehr deutlich erkennen, daß er die versprochene Belohnung und noch etwas mehr erwarte.

Mieze wurde von nun an mit doppelter Sorgfalt bewacht, aber weit entfernt, daß sie das alte Leben der Not abgeschreckt und das bequeme, sorgenlose Leben angezogen hätte, wurde sie von Tag zu Tag unehändiger und unzufriedener.

### VIII.

Der Frühling brach in New York mit aller Macht an. Die schmutzigen englischen Sperlinge kugelten sich übereinander in ihren Straßengassenkämpfen, allnächtlich fand in den Höfen Kagenkonzert statt, und die Familie in der Fünften Avenue plante ihre Übersiedelung aufs Land. Es wurde gepackt, das Haus geschlossen, und fort ging's nach dem Landhaus, einige fünfzig Kilometer weit, und Mieze ging in einem Korb natürlich mit.

„Gerade, was ihr fehlt: eine Luft- und Ortsveränderung, damit sie sich ihrer früheren Eigenschaften entwöhnt und sich wohlfühlt.“

Die Reise war eine große Marter für die freheitsdurstige Mieze, welche die ganze Zeit hindurch in ihrem dunklen Korbe alles über sich ergehen lassen mußte: die Wagenfahrt auf dem holprigen Pflaster, die Umladung und Weiterfahrt auf der Eisenbahn, die wegen der widerlichen Gerüche und der unbefannten, erschrecklichen Töne besonders unangenehm war, die Einschiffung und Überfahrt in der Dampfschiffahrt, die einige süße, heimatlische, nur zu schnell verfliegende Dockgerüche mit sich brachte, dann die Weiterfahrt auf der Eisenbahn, endlich wieder die Umladung in einen rumpligen Wagen und zum Schluß die Ankunft im Landhaus. Da wurde der Korb aufgehoben und Mieze wieder in Freiheit gesetzt.

Alles verfuhr hier gegen sie mit offizieller Freundlichkeit. Man wollte es der königlichen Kaze recht angenehm machen, aber in Wahrheit brachte es niemand fertig, vielleicht mit Ausnahme der dicken, fetten Köchin, deren Bekanntschaft Mieze machte, als sie auf ihrer Wanderung durchs Haus in die Küche kam. Diese fetttiefende Person strahlte mehr heimische Düfte aus als irgend etwas, das unsere Kaze seit Monaten angetroffen hatte, und sie übte dementsprechend auf die Majestät Analostan eine große Anziehungskraft aus. Als die Köchin erfuhr, man hege die Furcht, die Kaze werde nicht bleiben, sagte sie: „Das woll'n wir schon machen; wo sich 'ne Kaze die Beene leckt, da ist se ooch zu Hause.“ So fing sie die unnahbare Majestät in ihrer Schürze und beging das schreckliche Majestätsverbrechen, ihr die Füße mit Topfett einzuschmieren. Natürlich war das unserer Mieze sehr unbehaglich, wie ihr dort eigentlich alles unbehaglich war; sobald sie aber auf den Boden gesetzt wurde, fing sie an, ihre Pfoten zu lecken, und fand offenbar Geschmack an dem Fett. Eine Stunde lang leckte sie an allen vieren, und die Köchin erklärte triumphierend: „Nu bleibt se ganz gewiß.“ Und sie blieb auch, zeigte aber eine höchst auffällige Vorliebe für die Küche, die Köchin und den Mülleimer.

Wenn diese eigentümlichen Neigungen auch mit Bedauern bemerkt wurden, so war man doch froh, Majestät Analostan zufriedener und zugänglicher zu sehen. Nach ein paar Wochen ließ man ihr mehr Freiheit, bewahrte sie auch vor jeder drohenden Gefahr; die Hunde lehrte man, sie nicht zu behelligen; keinen Knaben

ober Mann am Orte wäre es auch nur im Traum eingefallen, einen Stein nach der Kaze von königlichem Geblüt zu werfen. Auch hatte sie zur Nahrung, soviel sie sich nur wünschen konnte. Dennoch fühlte sie sich nicht glücklich. Sie sehnte sich nach vielem, sie wußte selbst nicht wonach. Alles hatte sie, ja, aber doch nicht das, was sie wünschte. Reichlich zu essen und zu trinken, ja, aber die Milch schmeckt nicht so gut, wenn man nach Belieben gehen und aus einer Untertasse trinken kann, soviel man will; man muß sie sich aus einer Blechkanne stehlen, wenn man Durst und Hunger im Leibe nagen fühlt, oder es fehlt das Beste daran, es ist nicht Milch.

Ja, es gab in der Tat einen Abfall- und Müllhof hinter dem Hause und ebenso einen Hof daneben und ringsherum, und noch dazu einen sehr geräumigen, aber der war überall verunreinigt und schimpfirt von Rosen. Selbst die Pferde und Hunde hatten hier nicht den rechten Geruch; das ganze Land ringsum war eine abstoßende Wüste widerwärtiger Gärten und Graswiesen ohne Leben, ohne eine einzige Mietwohnung oder einen Schornstein in der Nähe. Wie ihr das alles verhaßt war! Es gab nur ein einziges süßduftendes Gesträuch an dem ganzen entsehligen Platz, und das stand in einem verachteten Winkel. Es war für sie ein Vergnügen, daran zu knabbern und sich in den Blättern zu wälzen; es war ein lichter Punkt in dem trüben Bilde, aber der einzige, denn seit ihrer Ankunft hatte sie noch keinen angegangenen Fischkopf gefunden oder einen echten Müllast zu Gesicht bekommen, und alles in allem war es der häßlichste, unangenehmste und schlechtestriechende Fleck, den sie je kennen gelernt hatte. Sicher wäre sie schon in der allerersten Nacht auf und davon gegangen, hätte sie es tun können. Später konnte sie es, aber inzwischen hatte sich ihre Anhänglichkeit an die Köchin entwickelt und bildete ein Band, das sie festhielt. Eines Tages aber — der Sommer war schon zu Ende — traf vieles zusammen, ihren Instinkt für das freie Leben wieder kräftig zu wecken.

Ein mächtiger Ballen, der in den Dockslagerert hatte, kam in das Landhaus. Was er enthielt, war ohne Belang, aber er hatte eine Menge höchst pikanter und anziehender Dock- und Hinterhofgerüche an sich. Sicher liegt der Sitz der Erinnerung in der Nase, und so wurden die Geister aus Miezess Vergangeneheit ihr mit Gewalt vor die Seele gezaubert. Am nächsten Morgen zog die Köchin ab in Folge

einer „Differenz“, die gerade durch diesen Ballen heraufbeschwoeren war. Das hieß die Kabel abschneiden, und dazu hand am selben Abend der jüngste Sohn des Hauses, ein entsehliger kleiner Amerikaner, dem jeder Sinn für majestätische Hoheit abging, eine Blechdose an den Schwanz der Blaublütigen, zweifellos in Verfolg eines altruistischen Planes; Mieke aber antwortete auf diese Freiheit Jung-Amerikas mit einer Pfote, die für diesen Fall mit fünf Fischhaken ausgestattet war. Das Geheul des mißhandelten Amerika brachte Amerikas Mutter auf die Beine. Der blinde Wurf eines Buches durch Frauenhand verfehlte natürlich sein Ziel und Mieke wandte sich zur Flucht, natürlich zur Treppe hinauf. Wird eine Ratte gejagt, so läuft sie die Treppe hinunter, ein Hund läuft in der Ebene fort, die Kaze aber nach oben. Mieke versteckte sich im Dachstock so gut, daß man sie nicht aufsand, und wartete die Nacht ab. Dann schlich sie die Treppe hinab, versuchte so lange an allen Moskito-Türen, bis sie eine nicht geschlossen fand, und floh in die schwarze Augustnacht hinaus. Pechschwarz für Menschenaugen, war sie für unsere Kaze nur grau. So fand sie un schwer ihren Weg durch die widerwärtigen Sträucher und Blumenbeete, knabberte zum lehtenmal an ihrem einzigen Lieblingsstrauch und trat unverzagt den Rückweg auf der im Frühjahr verfolgten Reiseroute an.

Wie konnte sie denn auf einem Wege zurückkehren, den sie niemals gesehen hatte? Alle Tiere haben mehr oder weniger einen Richtungssinn. Er ist beim Menschen sehr schwach, beim Pferde sehr stark entwickelt, und Kazen haben auch ein reichliches Teil von dieser Gabe empfangen. Dieser geheimnisvolle Wegweiser führte sie westwärts, nicht klar und bestimmt, sondern nur als ganz allgemeiner Trieb, der einfach deshalb ein zuverlässiger Führer war, weil sich der Weg leicht verfolgen ließ. In einer Stunde hatte sie zweieinhalb Kilometer zurückgelegt und den Hudson erreicht. Dabei hatte ihr ihre Nase oft genug die Wichtigkeit des Weges bestätigt. Ein Geruch nach dem andern kam ihr wieder, genau wie ein Mensch, der eine Strecke in einer fremden Straße gewandert ist, sich vielleicht auf keinen einzelnen Zug des Straßenbildes besinnt, aber sich daran erinnert, wenn er es wieder sieht: „Ja ja, das habe ich schon einmal gesehen.“ So war Miezess Hauptführer der Richtungssinn, aber die Nase machte sie sicher: „Ja, jetzt hast du recht, hier sind wir im lehten Frühjahr durchgekommen.“

Am Flusse stieß die Rase auf die Eisenbahn; auf dem Wasser konnte sie nicht gehen, sie mußte sich also entweder nach Norden oder nach Süden wenden. In diesem Falle ließ ihr Richtungssinn keinen Zweifel, er sagte: „Wende dich südwärts!“ und Mieke trottelte den Fußpfad zwischen der Eisenbahn und der Einzäunung entlang.

### Das dritte Leben.

#### IX.

Rasen können sehr schnell auf einen Baum oder über eine Mauer kommen. Handelt es sich aber darum, in langem, beständigem Trott Meile auf Meile stundenlang abzuhaspeln, so gilt nicht der Rasensprung, sondern der Hundetrott. Obwohl der Weg gut war und geradeaus führte, war eine Stunde vergangen, ehe sie weitere zweieinhalb Kilometer zwischen sich und die Rosenhölle gebracht hatte. Sie war müde und ziemlich lendenlahm und gedachte sich auszuruhen, als ein Hund dicht bei ihr an den Zaun gelaufen kam und ein für ihre Ohren so schreckliches Gebell anschlug, daß sie entsetzt davonsprang. Sie lief so schnell wie möglich den Weg weiter und fürchtete dabei immer, es möchte dem Hund gelingen, auf die andere Seite des Zaunes zu kommen. Nein, noch nicht! Aber er rannte dicht an ihm entlang und bellte fürchterlich, während Mieke auf der sicheren Seite fortsteuerte. Das Bellen des Hundes ging in leises Rumpeln über, dann in ein lautes Rumpeln und Tröhnen, endlich in ein erschreckliches Gedonner. Ein Licht schien immer heller. Mieke warf einen Blick zurück, nicht mehr der Hund, sondern ein riesiges schwarzes Ungetüm mit einem lodernen roten Auge kam an, heulend und spuckend, wie ein ganzer Hof voll Rasen. Mieke strengte alle ihre Kräfte aufs Äußerste an, kam auch schneller vorwärts als je in ihrem Leben, aber über den Zaun zu springen, wagte sie doch nicht. Sie lief wie ein Hund, sie flog dahin, aber alles umsonst; das Ungeheuer holte sie ein, verfehlte sie jedoch in der Dunkelheit und rasste weiter in die Nacht hinein, wo es bald verschwand. Mieke aber duckte sich atemlos nieder, sie war seit dem ersten Hundegebell fast um dreiviertel Kilometer ihrer Heimat näher gekommen.

Das war ihr erstes Zusammentreffen mit dem fremden Ungetüm, fremd nur für ihre Augen, ihre Nase schien es schon zu kennen und sagte ihr, dies sei ein weiterer Merkstein für den Heimweg. Aber Mieke verlor bald

fast alle Furcht vor diesen Ungeheuern. Sie waren offenbar sehr dumm und konnten sie nicht finden, wenn sie ruhig unter einen Zaun kroch und dort still liegen blieb. Bis zum Morgen war sie mehrmals mit ihnen zusammengestoßen, aber regelmäßig unverletzt davongekommen.

Um Sonnenaufgang kam sie zu einem hübschen, kleinen Hofwinkel und war so glücklich, in einem Aschenhaufen verschiedenes nicht sterilisiertes Genießbares zu finden. Den Tag über trieb sie sich um ein Stallgebäude herum, in dem sich einige kleine Jungen und zwei Hunde befanden, so daß es zwischen diesen beiden Feuern beinahe mit ihr aus gewesen wäre. Es war dort sonst ähnlich wie bei ihr daheim, aber trotzdem fiel es ihr gar nicht ein, dort zu bleiben. Die alte Sehnsucht trieb sie fort, und am nächsten Abend machte sie sich wieder auf. Den ganzen Tag hatte sie die einäugigen Donnerer vorbeiröllen sehen und sich an sie gewöhnt; so ging sie die ganze Nacht ununterbrochen fort. Den nächsten Tag brachte sie in einer Scheune zu, wo sie eine Maus fing, und der folgende Tag verlief wie der letzte, nur daß sie einen Hund traf, der sie zwang, eine lange Strecke auf der eigenen Spur zurückzulaufen. Mehrmals verlief sie sich, indem sie falschen Straßen folgte, aber regelmäßig fand sie sich früher oder später wieder zurecht und verfolgte die einmal eingeschlagene Richtung nach Süden. Tagsüber verbarg sie sich in Scheunen oder suchte Hunden und kleinen Jungen zu entgehen, und nachts humpelte sie ihre Straße weiter, denn sie hatte jetzt wunde Füße bekommen. Aber vorwärts ging es, südwärts, immer südwärts — Hunde, Jungen, Donnerer, Hunger — Hunde, Jungen, Donnerer, Hunger —, doch weiter und immer weiter ging sie, und von Zeit zu Zeit gab ihre Nase die erfreuliche Auskunft: „Das ist ganz gewiß ein Geruch, bei dem wir im Frühjahr vorübergekommen sind.“ (Schluß folgt.)

o o o

### Drei Stabiosen.

Es stehen drei Stabiosen  
Am hohen Wiesenrain  
Bei linder Lüfte Rosen  
Im Sommer Sonnenschein;  
Die Schwestern drei, die schlanken,  
Sie wanten und sie schwanten  
Wie träumend in Gedanken,  
Einsam, doch nicht allein.

Des Wegs kein Käfer schwirrte,  
Der nicht ihr Haupt besog,  
Durchs Feld kein Bienlein irrte,  
Das nicht ein bißchen sog.  
Die Hummel schwärmte summend  
Und bremste brünstig brummend  
Und grub sich ein verstummend,  
Daß sich der Stengel bog.

Auch kamen guter Dinge  
Auf leichter Flügelpost  
Die muntern Schmetterlinge  
Und holten süßen Most,  
Ein kleiner, himmelblauer,  
Ein großer, silbergrauer,  
Ein schwarzer gar in Trauer  
Sprang ein und trank sich Trost.

Ich selber sah sie gerne,  
Ging ich des Wegs vorbei,  
Ich kannte sie von ferne  
Und grüßte alle drei,  
Sie nickten leicht und leise  
Nach feiner Mädchen Weise  
Und wünschten Glück zur Reise  
Und knickten nach der Reih'.

Nun sagt, ihr schönen Schwestern,  
Was euch zuleid geschah?  
Es war ja doch noch gestern,  
Daß ich euch aufrecht sah!  
— Die eine brach ein Kindlein,  
Die andre fraß ein Kindlein,  
Die dritte knickt ein Kindlein,  
Und keine ist mehr da. — Karl Gerol.

o o o

### Eine Hundegeschichte.

Vom Kriegsschauplatz in Flandern. Von E. Mederich.

Es ist schon viele Monate her. Die in Maubeuge erbeuteten französischen Geschütze waren hinter dem Flecken Moorsleede in Stellung gebracht worden. Sie sollten ihren einstigen Herren die 40000 Granaten wieder zustellen, die gleichfalls in Maubeuge erbeutet worden waren. Müde und erschöpft lehrte unsere Abtheilung eines Tags in die „Quartiere“ zurück. Damit sind die Erdlöcher gemeint, die wir dort bewohnten, denn das feindliche Feuer ließ es nicht zu, daß wir unsere müden Knochen in den Bauernhäusern des nahen Dorfes ausstreckten. Der Ort war dem Untergang geweiht, ein Haus nach dem andern wurde in Brand geschossen. Die Einwohner waren längst geflüchtet und würden bei ihrer Rückkehr nur ver-

fallene Ruinen finden. Da sich nun mancherlei herrenloses Gerate in den zerschossenen Häusern vorfand, so hatten wir die Möglichkeit, unsere vorfindlichen Wohnungen etwas bequemer auszustatten, als dies den Urmenschen möglich gewesen sein dürfte. Wir rissen also den Bauerngehöften Türen und Fenster aus und bedeckten unsere Erdhöhlen damit. Auf die Türen und Fenster kamen dann noch verschiedene Schichten Flachs und Steine. Auch das Hausgerat wurde in Anspruch genommen. Außerdem fanden wir Teppiche, Leinwand, ganze Ballen Stoff, Seide und Tapeten, Armleuchter, alles Dinge, die wir sehr gut brauchen konnten. Der Krieg ist ein rohes Handwerk, und wir hatten wenig Zeit, an die Arbeit und Sorgfalt zu denken, an die vielleicht dem Munde abgeparten Pfennige eines alten Mütterchens, womit einst alles dies angeschafft worden war. Wir konnten auch nicht fragen nach dem Glück und den Hoffnungen, die wahrscheinlich hinter diesen Türen und Fenstern gewohnt hatten und nun verweht und zerstört waren. Der Krieg hier draußen ist anders, als es in den Büchern steht. . . .

Aus den Trümmern also, die die Zerstörung übriggelassen hatte, bauten wir unsere „Kulturwohnungen“. Wir fühlten uns leidlich bequem darin. Um so unangenehmer wurde ich daher berührt, als ich noch an demselben Abend, an dem wir eingerückt waren, meinen Namen auf der Liste der für die kommende Nacht kommandierten Wachen vernahm. Wir hatten erst eine Stunde geruht. Ich sollte mit zwei Kameraden einen Patrouillengang unternehmen. Der Zweck war, festzustellen, ob von zurückgebliebenen Einwohnern dem Feinde etwa Lichtsignale gegeben würden.

Es war bereits dunkel, als wir uns auf den Weg machten. Wir gingen in ziemlich weiten Abständen, doch so, daß wir uns gegenseitig noch verständlich konnten. Ich ging am weitesten rechts. Da hörte ich plötzlich einen Hund knurren. Es war ein ziemlich großes Tier, das durch den Zaun eines Gartens kroch und in einem nahegelegenen Gehöft verschwand. Ich maß diesem Vorkommnis weiter keine Bedeutung bei und ging weiter.

Erst am folgenden Tage kam mir der Hund wieder ins Gedächtnis. Ich beschloß, ihn zu suchen, steckte meinen Revolver zu mir und machte mich auf den Weg. Bald hatte ich die Hede gefunden, durch die der Köter verschwunden war. Ich legte mich auf die Lauer und pfliff leise durch die Zähne. Es dauerte nur

wenige Sekunden, da kam denn auch aus dem gegenüberliegenden Schuppen ein struppiger Hundekopf zum Vorschein. Ich schnalzte mit der Zunge und hatte das Vergnügen, den vierbeinigen Einsiedler — eine Art Kriegshund — mit wedelndem Schwanzstummel näherkommen zu sehen. Wahrscheinlich war er „militärfromm“, denn als ich ihn am Halsband faßte, ließ er sich willig führen. Der Ort war früher lange von Militär besetzt gewesen.

Ich war aber noch keine zehn Meter mit dem Hunde gegangen, da wurde er unruhig, sah sich um und begann zu winseln. Dabei sah er mich so traurig an, daß seine Augen mich förmlich in Bann zogen. Wem mochte er wohl in dem Schuppen Gesellschaft leisten? Einem zurückgebliebenen Einwohner? Einem Soldaten? Einzelne Leute trieben sich ja immer herum. Radfahrer oder Ordnonnanzler kochten oft in einem verlassenen Haus ihren Kaffee. Vorerst aber hielt ich meinen neuen Bekannten fest und wandte mich einem Hofe zu, wo unser Koch seines Amtes waltete.

Das Ziegenfleisch, das an jenem Tage unser Mittagmahl bilden sollte, war ziemlich weichgekocht. Ich ließ mir einen alten Topf mit Fleisch füllen, das der Hund aber erst in unserer Erdhöhle bekommen sollte. Ich wollte ihn damit an mich fesseln, er mußte schon lange gehungert haben.

Meine Kameraden waren von dem neuen Hausgenossen nicht gerade erbaut. Ich mußte Worte hören, die mit Schmeicheleien nicht die mindeste Ähnlichkeit haben. Als aber mein vierbeiniger Freund, den ich Phylax taufte, ununterbrochen heulte und jammerte, da flogen ihm einige leere Konservenbüchsen an den Kopf, ja ein besonders hitziger Herr ging sogar mit dem Seitengewehr auf Phylax los. Ich nahm den Hund in Schutz und setzte ihm das duftende Fleisch vor. Gierig verschlang er es, kein Knochenstück blieb übrig. Ich glaubte nun der Anhänglichkeit meines Phylax sicher zu sein und ließ ihn los. Sofort begann er wieder zu winseln.

Um meine Kameraden nicht um den wohlverdienten Schlaf zu bringen, begab ich mich mit meinem neuen Freund ins Freie. Phylax bellte freudig, leckte mir die Hand, als wolle er sich für die Mahlzeit bedanken. Es war aber, um Abschied zu nehmen. Denn gleich darauf ergriff er das Hasenpanier und entschwand meinen Augen. Alles Pfeifen und Rufen war vergebens. Als ich ohne Hund

zurückkehrte, brauchte ich für den Spott meiner Kameraden nicht zu sorgen.

Am selbigen Abend mußten wir wieder zur Ablösung in den Schützengraben. Auf dem Sammelplatz des Bataillons angekommen, sah ich plötzlich auch meinen Freund Phylax auftauchen, und zwar in dem Augenblick, als der Feldwebel „Stillgestanden“ kommandierte. Das Tier hatte mich bald herausgefunden. Während die „Mutter der Kompanie“ dem Führer der Ablösungsmannschaften die Zahl seiner Leute meldete, stieß mich Phylax mit der Schnauze an die Hand. Als wir uns wieder rühren durften, begrüßte ich den Rötter in der Freude des Wiedersehens, streichelte seinen struppigen Kopf und gab ihm ein Stück kaltes Fleisch. Als wir abmarschierten, trottete Freund Phylax neben mir her. Ich unterhielt mich mit ihm, bis wir in den Feuerbereich kamen, und mußte ihn mehrmals vor Fußtritten schützen.

In gebückter Haltung schlüpfen wir nun den Straßengraben entlang. Der Hund folgte mir auf dem Fuße. Ohne Verluste erreichten wir die Unterstände, in denen wir nun 24 Stunden in Reserve lagen. Während dieser Zeit gab es sehr viel Arbeit. Wir mußten die Zugänge mit Backsteinen belegen, damit sie einigermaßen gangbar werden sollten. Und jedesmal, wenn ich mir Steine vom Stapel holte, trottete mein Phylax als treuer Begleiter neben mir her.

Plötzlich war er wieder verschwunden. Ich rief und pfiß eine ganze Stunde hindurch. Vergebens. Mir war ganz niedergeschlagen zumute. Es fehlte mir etwas, und am liebsten wäre ich am Abend wieder mit zurückmarschiert, statt vor in die Feuerlinie. Die folgenden 24 Stunden dünkten mir unendlich lang. Oft sah ich ins Leere, statt auf den Schützengraben des Feindes. Ich beschloß, meinen Phylax ausfindig zu machen, koste es was es wolle.

Ohne Unfall kamen wir wieder in unserer unterirdischen Wohnstätte an. Trotz Müdigkeit und Erschöpfung machte ich mich sofort auf die Beine, um den Aufenthalt meines seltsamen Freundes zu finden.

Ich fand ihn denn auch. An derselben Stätte, da ich Phylax zuerst entdeckte, lag er am Boden. Um ihn herum trabbelten drei kleine Nachkommen, die eher kugeligen Wollebüschchen als Hunden glichen. Sie saugten an ihrer Mutter — leider vergebens. Mein Phylax war tot. Er hatte einen Schuß durch den Leib erhalten und sich wahrscheinlich nur mit größter Mühe an die Stätte seiner Mutterpflichten ge-

schleppt. Ob ihn Freund oder Feind gelüdet, ob einer absichtlich dem herumstreichenden Hund eine Kugel auf den Pelz brannte, — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich um ihn trauerte wie um einen Kameraden. Nur ein Hund — und doch stieg in diesem Augenblick das ganze Elend des Kriegs vor mir auf wie eine entsetzliche blutige Last. Nur ein Hund — und wie vielen liebenden Menschen ist es ergangen wie diesem Hund, dieser treuen Mutter und ihren hilflosen Waisen?

Ich nahm die kleinen Hündchen zu mir und ging langsam zurück. Zum Glück hatten wir eine Ziege im Stall, die den verwaisten Säuglingen die erste Nahrung gab. Und dann entdeckte ich in unserem Koch ein freundliches Herz, das sich der Kleinen liebevoll erbarnte, und dem ich sie getrost überlassen konnte. Kräftige Brühe und weiche Knochen brachten sie zu gutem Wachstum. Als ich sie das letzte Mal verließ, um in den Schützengraben zu gehen, waren sie schon getauft und kamen auf Anruf aus ihrem Korbe hervorgerabbel.

Bei einem Sturmangriff wurde ich später verwundet und kam nach Deutschland ins Lazarett. Sehr oft habe ich mich während meiner Krankheit nach meinen vierbeinigen Freunden erkundigt. Sie sind der Kompagnie treu geblieben und haben im Koch eine ruhende Pflegemutter gefunden. Der Koch hat auch ihrer Mutter, meinem Phylax, ein reiches Grab gegraben.

o o o

### Teufel und Näherin.

Es ist schon lange her, da war einmal eine Näherin, und diese war so geschickt, daß man zuvor und danach keine bessere erfragt hätte, so weit der Himmel blau und die Erde grün ist. Allein sie bildete sich auch ihren Teil auf ihre Geschicklichkeit ein, und einmal sagte sie gar halb im Spaß, halb im Ernst, sie wollte mit dem Teufel zu Reid, sie beim Worte zu nehmen. Der Schwarze sollte ihr's gewiß nicht abspielen.

Der Teufel hatte aber dünnere und feinere Ohren, als man meint, und hatte die Rede der Näherin auch nicht überhört. Er kam in seinem Staat zu ihr, sie beim Worte zu nehmen. Die Näherin wollte nun das Blatt wenden, allein damit kam sie nicht zurecht. Sie mußte mit ihm die Wette eingehen, wer von ihnen beiden zuerst ein Hemd fertigmachen würde. Würde es die Näherin später vollenden, so sollte sie dem Teufel gehören. Die Wette be-

gann nun sogleich, und zwar mit dem Zuschneiden. Dazu brauchten aber beide fast gleichviel Zeit, und niemand war dem anderen voraus. — Allein, als es zum Nähen kam, da hättest du dabei sein und es sehen sollen!

Der Teufel, um ja später keinen Augenblick zu verlieren, sädelte sich schier einen ganzen Zwirnknauel auf einmal ein. Das war sehr ungeschickt getan, denn er mußte bei jedem Stich dreimal ums Haus herumlaufen, und weil er vergessen hatte, gleich anfangs einen Knopf zu machen, lief er noch dazu die drei ersten Male vergebens.

Die Näherin sädelte wie andere Male ein und machte auch alleweil einen heftigen Knopf, weil sie es so gewohnt war, und nähte und nähte, ohne aufzuschauen, bis sie mit dem Hemde fertig war; und wie sie es vollendet hatte, warf sie es dem Teufel, der gerade in aller Eile daferkam, in die pechschwarze Schnauze. Er schämte sich aber, daß er feuerrot wurde und sich in die Erde hätte verkrüchen mögen, denn er hatte noch nicht eine ganze Nacht zusammengebracht. Er hatte nun die Wette verspielt, und man hat auch seitdem nicht mehr gehört, daß er nochmals mit einer Näherin zu Reid gearbeitet hätte. Nur heißt es jetzt noch oft, wenn einer recht ungeschickt die Arbeit angreift, er mache es wie jener Teufel, der bei jedem Stiche dreimal um das Haus herumgelaufen ist.

o o o

### Rätsel.

In Silber kleidet sich's, in Gold,  
In Perl und Demant, wenn ihr wollt;  
Es geht, doch geht es nicht auf Füßen,  
Und wenn es steht, wird dich's verdriessen;  
Es spricht nicht leicht, doch deutet's fein,  
Es hat zwei goldne Fingerlein,  
Und wenn es auf Verlangen dir  
Laut, was es weiß, allzeit bekennt,  
So ist es schon ein vornehm Tier,  
Es ist gleichsam ein Repetent. —  
Kurz, wer's ersand, der hat ein Tüchtiges  
In dieses Ding hinein  
Geheimnisset und ließ ein Wichtiges  
Der Menschheit angedeihn. Eduard Mörike.

Auflösung: *uhm orc*

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Clara Zeßlin (Zindel), Wilhelmshöhe,  
Post Fegerloch bei Stuttgart.  
Druck u. Verlag J. G. W. Neef Nachf. S. m. b. S. Stuttgart.